

Stefan Fischer (Diplom-Theologe), Leitung Caritas Dienst Familienhilfen und Migration bei der Caritas Bodensee-Oberschwaben

Fastenpredigt am 10.03.2019 um 17 Uhr in St. Gallus in Tettngang
im Rahmen der Fastenpredigtreihe
„Weniger ist mehr – Verzicht aus Verantwortung“

Fremde. Weniger ausgrenzen – mehr begegnen.

1. Fremde

Mit der Anrede geht's schon los:

Liebe Schwestern und Brüder oder

liebe Mitchristen, das klingt vielleicht zu pastoral

sehr geehrte Damen und Herren – zu weltlich

liebe Fremde! Das klingt despektierlich – wenig wertschätzend.

Dabei ist es doch so. Wir kennen uns nicht wirklich. Ich wurde Ihnen vorgestellt.

Aber ich kenne sie nicht wirklich. Kennen Sie die anderen Menschen, die heute Abend hier sind?

Schauen Sie sich doch ruhig mal um.

Wer oder was ist mir vertraut? Wer oder was ist mir fremd?

Menschen mit weißer Haut

Ein mir vertrauter Kirchenraum.

Vertraute Gesichter. Man kennt sich.

Wer ist eigentlich fremd? Oder was bedeutet überhaupt fremd? Ist es das Gefühl, nicht dazuzugehören?

Anders zu sein als die Umgebung, irgendwie nicht dazu zu passen?

Und Zuhause ist dann da, wo ich verstanden werde, wo mir alles vertraut ist, wo manchmal nur eine Andeutung ausreicht (und ich gelöst schwatzen und lachen kann ohne Ende)?

Wer fremd ist, ist meistens allein. Oder in der Minderzahl. Du bist nicht wie alle anderen. Weil du nicht hier geboren bist. Weil du schwarze Haut und Rastas hast.

Weil du im Rollstuhl sitzt und dich alle angaffen.

Weil du homosexuell bist und deine Eltern dich zuhause rausschmeißen würden, wenn das „rauskommt“, von der Schule ganz zu schweigen.

Oder weil du dich einfach anders fühlst, anders denkst, andere Interessen hast als alle um dich herum.

Das kann schon ganz einfache Ursachen haben: z.B. als älterer Mensch in einem Schulbus mit lauter pubertierenden Jugendlichen zu sitzen.

Oder als einziger Mann bei einem Treffen mit Frauen dabei zu sein, zum Beispiel bei einer Landfrauen-Veranstaltung.

Tausend Gründe fremd zu sein. Tausendmal bekommst du einen Spiegel vorgehalten, den Spiegel der Mehrheit, und er erzählt dir: du gehörst nicht dazu.

Denn du bist anders als wir.

Du und wir. Ich und die anderen.

Welch ein Graben. Und wenn er sich unüberwindlich zeigt, wieder und wieder, bleibt dann nur, sich auf der einen Seite des Grabens einzunisten?

So entstehen ja die Subkulturen. Oasen. Notgemeinschaften. Rückzugsorte. Zuhause in der Fremde, in unbehaglicher Umgebung.

Die Geflüchteten in der Anschlussunterbringung.

Die Behinderten in der Stiftung Liebenau.

Die Schwulen müssen erst einmal in die nächst größere Stadt, um andere zu treffen.

Oder meine eigene kleine Subkultur, mein Ich-Garten, den ich pflege und in dem wenigstens ich mich verstehe und mich immer wieder aufbauen kann. My home is my castle. Und zuletzt die Deutschland-Rufer, die ganz genau wissen, was sich für ordentliche Deutsche gehört. Ausländer, Homosexuelle und Behinderte jedenfalls nicht.

Du und wir. Ich und die anderen. Die Minderheiten und die Mehrheitsgesellschaft.

Wer oder was ist eigentlich fremd? Es tut gut, wenn dieser Frage nachgehen.

Ich glaube, diese Frage hat damit zu tun, wie wir mit dem Fremden in uns selbst umgehen, mit dem Gefühl, das alle Menschen irgendwann irritiert: Ich bin mir manchmal selbst fremd. In mir wohnen Seiten, die gar nicht in mein Bild von mir passen, wie ich bin, wie ich gern für andere sein möchte. Gut und vorbildlich natürlich. Tausend Dinge mehr – was mir eben wichtig ist an mir. Und dann tauchen da Gedanken, Träume, Wünsche in den Kammern meines Selbst auf, die gar nicht zu mir passen. Ich reagiere, wie ich eigentlich nicht will. Das verwirrt, beängstigt vielleicht sogar.

Das Fremde wohnt eben auch in uns selbst. Wenn wir es nicht wahrhaben wollen, werden wir es auf andere projizieren. Die anderen sind es dann, die bedrohlich sind und unsere Moralvorstellungen durcheinanderbringen. Die anderen sind das, was ich nicht sein will: behindert, eingeschränkt, unordentlich oder faul. Und nur ein kleiner Schritt ist es, sie dann auszugrenzen.

Genau das zeigt das Lebenszeugnis Jesu. Er war anders, zu anders. Und er hat sich selbst immer zu den Ausgegrenzten, den Fremden gestellt. Er ließ sich nicht manipulieren. Das war so bedrohlich, dass er aus dem Weg geräumt wurde.

Was ist fremd? Die Fremdheit steckt in allen von uns. Wenn wir uns das klarmachen, verliert es seine Bedrohung. Dann wird es zur Bereicherung. Anders sein ist ja die Voraussetzung für eine eigene Persönlichkeit. Nicht nur bei Kindern ist es ein entscheidender Schritt, sich als anders zu begreifen. Wenn wir nicht wie Abziehbilder

herumlaufen wollen, beliebig reproduzierbar, müssen wir uns immer wieder der Arbeit des Sich-Unterscheidens unterziehen.

Ich bin anders, und das ist ein Gewinn!

Ein eigenes Profil haben, Irritationen zulassen, nicht nur mitschwimmen – das tut mir gut und bringt mich voran. Es macht mich unverwechselbar und es macht genauso unser Miteinander bunt, in unserer Stadt, in unserem Land. Das Widersprüchliche, Fremde, Unbefriedigende ermöglicht erst Entwicklung, die wir gerade bei uns so dringend nötig haben. Ein Einheitsbrei – oder eben auch das schön kuschelige Miteinander – kann nichts Neues hervorbringen, denn er genügt sich selbst. Bewegung wächst aus dem Hunger nach Veränderung. Wir brechen erst auf, wenn das Gefühl gewachsen ist, dass etwas fehlt und wir noch nicht angekommen sind, bei uns selbst und auf einer Erde, auf der die Menschen gut zueinander sind. Es ist normal, anders zu sein. Denn Gott hat uns so geschaffen. Wenn wir dem Fremden in uns begegnen, werden auch all die Fremden unter uns wohnen können, die es in unserem Land gibt.

Dabei begegnen uns schon in der Bibel die verschiedensten Motive dazu:

Fremdsein, auf der Flucht sein, vertrieben werden, immer wieder stoßen wir auf diese Wirklichkeit in der Heiligen Schrift.

Sie zieht sich in Variationen durch das Alte und Neue Testament. Es beginnt tatsächlich schon mit Adam und Eva, welche aus dem Paradies vertrieben werden, setzt sich fort mit Kain, Noah rettet sich durch Flucht in die Arche, Abraham zieht auf Gottes Geheiß aus in ein unbekanntes Land, Lot und seine Frau fliehen vor der Zerstörung der Stadt Sodom, Jakob flieht vor Esau, Jona vor seinem Auftrag, Naomi und ihr Mann entfliehen dem Hunger, unzählige Fluchtgeschichten werden allein im Alten Testament erzählt. Das Neue Testament beginnt mit der Flucht der jungen Familie nach Ägypten. Jesus ist zu Beginn seines Lebens ein Flüchtlingskind. Die Beweggründe zur Flucht sind ebenso vielfältig wie die Menschen. Sie reichen von eigenem Verschulden bis zur Flucht aus Bedrohung durch politische Willkür und Kriege oder Naturkatastrophen. Wer diese Geschichten liest, stellt fest: Gott liebt die Menschen in der Fremde, ihnen gehören sein Schutz und seine Zuwendung. Jesus stellt sich den Fremden und wendet sich in ihnen in besondere Weise zu.

2. Weniger ausgrenzen.

Ich möchte in die Mitte der Fastenpredigt eine Schriftstelle stellen. Es gäbe eine Menge Schriftstellen, die von einer Begegnung Jesu mit dem Fremden erzählen. Da wäre das Gleichnis vom barmherzigen Samariter zu nennen. Der Samariter, also der Fremde, wird als Beispiel für Nächstenliebe beschrieben.

Ich habe aber eine Schriftstelle ausgewählt, an die Sie vielleicht nicht gleich dachten.

Sie steht im Lukasevangelium Kapitel 7, 36-50:

Einer der Pharisäer hatte ihn zum Essen eingeladen. Und er ging in das Haus des Pharisäers und begab sich zu Tisch. Und siehe, eine Frau, die in der Stadt lebte, eine Sünderin, erfuhr, dass er im Haus des Pharisäers zu Tisch war; da kam sie mit einem Alabastergefäß voll wohlriechendem Öl und trat von hinten an ihn heran zu seinen Füßen. Dabei weinte sie und begann mit ihren Tränen seine Füße zu benetzen. Sie trocknete seine Füße mit den Haaren ihres Hauptes, küsste sie und salbte sie mit dem Öl. Als der Pharisäer, der ihn eingeladen hatte, das sah, sagte er zu sich selbst: Wenn dieser wirklich ein Prophet wäre, müsste er wissen, was das für eine Frau ist, die ihn berührt: dass sie eine Sünderin ist. Da antwortete ihm Jesus und sagte: Simon, ich möchte dir etwas sagen. Er erwiderte: Sprich, Meister! Ein Geldverleiher hatte zwei Schuldner; der eine war ihm fünfhundert Denare schuldig, der andere fünfzig. Als sie ihre Schulden nicht bezahlen konnten, schenkte er sie beiden. Wer von ihnen wird ihn nun mehr lieben? Simon antwortete: Ich nehme an, der, dem er mehr geschenkt hat. Jesus sagte zu ihm: Du hast recht geurteilt. Dann wandte er sich der Frau zu und sagte zu Simon: Siehst du diese Frau? Als ich in dein Haus kam, hast du mir kein Wasser für die Füße gegeben; sie aber hat meine Füße mit ihren Tränen benetzt und sie mit ihren Haaren abgetrocknet. Du hast mir keinen Kuss gegeben; sie aber hat, seit ich hier bin, unaufhörlich meine Füße geküsst. Du hast mir nicht das Haupt mit Öl gesalbt; sie aber hat mit Balsam meine Füße gesalbt. Deshalb sage ich dir: Ihr sind ihre vielen Sünden vergeben, weil sie viel geliebt hat. Wem aber nur wenig vergeben wird, der liebt wenig. Dann sagte er zu ihr: Deine Sünden sind dir vergeben. Da begannen die anderen Gäste bei sich selbst zu sagen: Wer ist das, dass er sogar Sünden vergibt? Er aber sagte zu der Frau: Dein Glaube hat dich gerettet. Geh in Frieden!

„Die da! Die Frau da! Das ist eine Sünderin.

Das sagen doch alle. Lasst sie bloß nicht an Euch ran. Redet nicht mit ihr. Unrein ist sie, Nichts für uns normale, gute Bürger. Eine, die ohne Mann lebt. Oder mit zu vielen. Die ist nichts wert! Für so eine das Haus öffnen?! Niemals. Mit der zu Tisch liegen. Bestimmt nicht.“ Solche Worte – offen oder verdeckt gesprochen – schmerzen. Verletzen mit jedem Mal mehr. Gegen solche Worte ist kein Kraut gewachsen und keine dicke Haut.

„Sünderin“ Ich stelle mir vor, das sind Frauen, die kein Mann absichert; und die dadurch am Rande der Gesellschaft stehen.

„Sünderin“, sagt man über sie und zeigt mit dem Finger auf sie, so dass sie ihr Gesicht verlieren und ihren Namen.

„Sünderin“, so redet man *über* sie; nicht mit ihr.

Mit jedem Mal gewinnt dieses Wort mehr Substanz, es wird immer richtiger, bis niemand mehr hinterfragt, was eigentlich dahintersteckt.

So funktioniert Ausgrenzung. Das Prinzip dahinter ist immer das Gleiche. Eine „Sünderin“ war es zu Jesu Zeiten, später „die Juden“, die „Flüchtlinge“, die „Roten“, die „Schwulen“. Die Bezeichnungen haben gewechselt; das Prinzip ist über die Jahrtausende das gleiche geblieben.

Da stellt sich doch doch die drängende Frage: Was hilft gegen Ausgrenzung, gegen Diskriminierung und gegen die Gleichgültigkeit?

Der Evangelist Lukas liebt die kleinen Leute. Für ihn ist der Heiland vor allem zu kleinen Leuten gekommen, zu Prostituierten, Zöllnern, Witwen und allen, die aus der Welt zu fallen drohen. Kleine Leute in großer Not. So wie diese Frau, die Jesus, den Retter, so dringend nötig hat, dass sie allen Regeln ihrer Gesellschaft und auch allen Regeln der Vernunft zuwider handelt: Sie bricht ein in ein Tischgelage. Bricht in Tränen aus; zerbricht ein Alabasterfläschchen und lässt Salböl im Überfluss fließen. Not macht sie, die kleine Sünderin, mutig. Wenn ich von dieser Frau in Not lese, kommen mir die Worte des Dichters Bert Brecht in den Sinn: „Wer seine Lage erkannt hat, wie sollte der aufzuhalten sein?“

Mit der Macht der Not kämpft sie für ihren Platz an der Tafel, zu den Füßen Jesu. Mit dem Glauben, der aus Verzweiflung wächst, kämpft sie für ihren Anteil an der Hoffnung – gegen jede Ausgrenzung.

Gott wird Mensch; das ist die Hoffnung. Gott wird Mensch und wir finden ihn in unserer Mitte. Wir feiern Mahl und er teilt sich uns mit. Wir erinnern uns an die vielen Tischgesellschaften, an denen er gegessen und getrunken hat. Das glauben wir und deswegen feiern wir Eucharistie.

Dennoch stellen wir uns heute den Menschen Jesus eher als eine vergeistigte Figur vor. Gott und Mensch, ja gewiss, aber muss es denn unbedingt so ein richtiger Mensch sein? Einer, der schwitzt und stinkt? Vielleicht sogar einer mit verhornten, staubigen Füßen und Fußpilz?

Ja, genau so ein Mensch muss es sein, denn er macht sich auf den Weg zu den Menschen. Das ist kein kleiner Sonntagnachmittag-Spaziergang. Das ist ein harter Gang. Er macht sich auf den Weg zu den Prostituierten, zu den Zöllner und Witwen, zu den Fremden und Aussätzigen; in die engen Gassen der Stadt und die letzte Dorfstraße.

Und: Er macht sich auf den Weg durch alle Zeit zu uns.

Simon, Simon, du guter Bürger, du Gastgeber und Kenner der Schrift. Simon, da lädst du diesen Jesus, den wandernden Prediger an deinen Tisch und er verhält sich so ungehörig. Er lässt sich von „so einer“ berühren.

Ach, Simon, du reitest so großartig das hohe Ross. Du weißt so genau, was richtig und was falsch ist. Ich höre deine Gedanken: „Ein Prophet?! Ha, wer’s glaubt!“ Ich höre deine Gedanken und erkenne meine eigene Arroganz. So oft hältst du uns einen Spiegel vor.

Wenn ich von Dir lese, denke ich: Das hohe Ross, auf dem du reitest; es ist meins.

Wie geht es Ihnen, wenn Sie von ihm hören?

Simon, fühlst du dich ertappt, als der komische staubige Wanderprediger dich bei deinem Namen nennt? Erkennst du deinen Fehler?

Simon höre, was diese Geschichte uns zu sagen hat: Gott geht in unser Haus ein. Gott lässt sich nicht abhalten von Ungastlichkeit; von unseren Fehlern. Er hat weiter Interesse an uns. Jesus kommt zu uns und lehrt uns die Liebe, die uns vom hohen Ross holt.

Es riecht und duftet; Salböl fließt im Überfluss aus der Alabasterflasche und macht aus dem vielleicht etwas ungeliebten Gast mit müden Füßen einen König, einen gesalbten Hoffnungsträger. Die „Sünderin“ zeigt damit ihr Übermaß an Liebe. Es ist mehr als die damalige Sitte von einem Gastgeber verlangt: nicht nur Wasser für die Füße, sondern Salböl, das eigentlich für die Kopf bestimmt ist. Küsse auf die Füße, die sich auf den Weg gemacht haben. Auf den Weg zu Simons Haus. So wie auch sie sich auf den Weg gemacht hat, um in das Haus zu kommen, in dem Jesus weilte. Das ist mehr als Willkommenskultur, das ist Liebe.

Hier erst merkt sie: Nicht nur zu Simon hat Jesus sich auf dem Weg gemacht, sondern auch zu ihr. Er wendet sich ihr zu: er sieht ihre ganze Not, die Verstrickungen, die sie in den Augen der ganzen Stadt zur „Sünderin“ macht. Jesus sieht sie in ihrer Liebe und gibt ihr seine Liebesgabe: Er hebt sie auf. Er erklärt all ihre Not für Null und Nichtig. Befreit sie und macht sie groß. Mit einem Wort schenkt er ihr den so lang ersehnten Frieden.

Was hilft gegen Ausgrenzung, gegen Diskriminierung und gegen die Gleichgültigkeit; das war die Frage mit der wir uns auf den Weg gemacht haben in eine Geschichte von vor 2000 Jahren.

Mit Simon dürfen wir lernen, was es alles zu gewinnen gibt, wenn wir unsere Häuser und Herzen den Fremden öffnen: nicht weniger als die Befreiung aus allen Verstrickungen.

Mit Jesus können wir erleben, wie wohltuend unerwartete Gastlichkeit ist.

Mit der Frau, von der Lukas erzählt, erfahren wir, dass Willkommenskultur heute heißt, nicht: lass mich in Frieden, sondern mit Jesus sagen: Friede sei mit Dir.

3. Mehr begegnen

Wir haben die Bibelstelle der Begegnung zwischen Jesus, Simon und der namenlosen Sünderin gehört.

Wenn es um solidarische Begegnung geht, hilft auch ein Blick auf den heiligen Martin von Tours, unseren Diözesanpatron. JedeR kennt sein Vorbild der Mantelteilung.

Was heißt das auf heute bezogen?

Den Mantel zu teilen bedeutet heute: Wohnraum, Zeit, Fähigkeiten, materielle Güter, Wertvorstellungen, soziale, kulturelle Erfahrungen und auch Glaubenserfahrungen miteinander zu teilen. Das ist ein großes Unterfangen.

Eine Stadtgesellschaft als Ganze sollte sich dieser Aufgabe annehmen und in sie hineinwachsen, wenn sie denn gelingen soll; und eine Stadtgesellschaft kann an dieser Aufgabe umso mehr wachsen, je besser sie gelingt. Und: sie kann darin exemplarisch für eine zentrale gesellschaftliche Herausforderung insgesamt stehen.

Ich weiß aus eigener Erfahrung, dass das mühsam ist. In Weingarten konnte mit viel Überzeugungsarbeit ein von Stadt Caritas und den Kirchen gemeinsam getragenes Integrationszentrum eingerichtet werden. Es hat ein Dach, Mauern und Wände und Räume, wohin Menschen unterschiedlichster Herkunft und Lebensgeschichte kommen können, sich beraten lassen, einander begegnen. Es bietet Schutz und kann mehr und mehr zu einem heimatlichen Ort werden. Es ist aber zugleich auch ein Konzept, ja es verkörpert eine Vision: die Vision eines menschlichen Miteinander, in dem nicht die Frage „Woher kommst Du?“ im Vordergrund steht, sondern die Frage: „Wer bist Du?“ Anders gesagt: Es geht um Menschen in der Einmaligkeit ihrer Person und nicht um Zuschreibungen, um Abgrenzungen und um vermeintliche Identitätsfragen. Damit solche Visionen nicht utopisch bleiben, also ort-los, sondern – bei aller Begrenztheit – erfahrbar werden, brauchen sie einen Ort, einen Topos, ein Haus, in das sie sozusagen einziehen und in dem sie ihr Leben entfalten können. Ich betrachte dieses Integrationszentrum als konkrete „Ver-Ortung“ einer großen Vision.

Die Ver-Ortung einer großen Vision entsteht auch hier in Tettngang: Das St. Anna-Quartier.

„Der Kirche ein Dorf geben“. Das hat Pfarrer Rudolf Hagmann gesagt als der Grundstein für das neue Wohnviertel gelegt wurde. Dort geschieht jetzt wieder was jahrhundertlang Gang und Gebe war. Jahrhundertlang haben sich Dörfer und Städte um die Kirchen herum gebildet. Und so gut wie jedes Dorf hatte seine Kirche, die sakrales und soziales Zentrum war. Das hat sich verändert. Heute sind die Kirchen meist nur noch optisch der Mittelpunkt eines Ortes. Und wenn nun Ihr Pfarrer „der Kirche wieder ein Dorf geben“ will, dann ist das kein frommer nostalgischer Wunsch, sondern er will Leben ermöglichen. Der Kirche, die sich von so viel Leben abgekoppelt hat und abgekoppelt wurde. Und er will ärmeren Menschen Leben ermöglichen, indem er ihnen bezahlbaren Wohnraum schafft. Dafür hat er, statt ein neues Gemeindezentrum zu bauen, der Stadt das kircheneigene Grundstück günstig zur Verfügung gestellt. Und dort entstehen nun durch eine genossenschaftliche Bauherrengemeinschaft 127 Wohnungen. Und zwar bewusst nicht nach dem Prinzip der Gewinnmaximierung. So werden 30% der Wohnungen für 7 Euro pro Quadratmeter vermietet. 20% für 9 Euro 50 und die restlichen 50% für so viel wie eine Wohnung in Tettang im Schnitt kostet: 11 Euro 70 pro Quadratmeter. Das nenne ich soziale Preise. Und das geht, wenn genug Menschen guten Willens sich zusammentun und sich nicht den scheinbar naturgesetzlichen Marktmechanismen unterwerfen. Da geht es dann natürlich auch ums Geld, aber nicht nur und nicht in erster Linie.

Es geht vor allem darum, Menschen einen Ort zum Wohnen zu geben, einen Ort, an dem sie Gemeinschaft erfahren können und der ihnen zur Heimat werden kann. Die 127 Wohnungen gruppieren sich um die Sankt Anna Kapelle und einen daneben entstehenden Pavillon. Sie sind das Herzstück des Quartiers. Drum herum können dann verschiedenste Menschen ihr Dorf bilden: eine Wohngemeinschaft für behinderte Jugendliche, hilfsbedürftige Senioren, Familien mit Kindern, Einheimische und Menschen aus anderen Ländern. Mit dieser Art von Wohnen ist die Kirche wieder in der Mitte der Menschen. Und hat - wie früher, aber doch ganz neu - wieder ein Dorf um sie herum...

...ein vielfältiges Dorf, wie ich meine.

Die aktuelle Problematik von Flucht und Migration hat eine tiefe Spaltung unserer Gesellschaft sichtbar gemacht. Oder besser gesagt: Sie hat einen Symbolcharakter bekommen für viele Risse, die unsere Gesellschaft durchziehen – lange schon. Wer heute eine früher bestehende und jetzt angeblich bedrohte kulturelle Identität

beschwört, der verkennt oder ignoriert die lange schon zu beobachtende Fragmentierung der Gesellschaft und reduziert sie auf ein Thema, das sich wegen seiner hohen emotionalen Aufladung bestens zur Polarisierung eignet. Zugleich macht dieses Thema deutlich, wie leicht in einer fragmentierten Gesellschaft Empathie verloren zu gehen droht und Ressentiments ins Kraut schießen. Moralische Appelle helfen da nicht!

Was hilft, ist das geduldige Bemühen um Integration, das heißt um die Überwindung der Risse durch **Begegnung**, durch mitmenschliche Sensibilität, durch verantwortliches Handeln gegenüber anderen Menschen – vor allem gegenüber Menschen, die als schwach gelten und doch vielleicht ihre ganz eigenen Stärken und Potenziale haben. So verstandene Integration ist keine Einbahnstraße, in der nur eine bestimmte Personengruppe, nämlich die Zuwanderer, „liefern“ muss. Sie erfordert eine wechselseitige Anstrengung aller Beteiligten, ein ehrliches Bemühen um die gemeinsame Gestaltung unseres Gemeinwesens, das sich zweifellos durch Zuwanderung verändern wird, wie es sich immer wieder in Phasen der Zuwanderung verändert hat. Es ist in letzter Zeit oft vom Zusammenhalt der Gesellschaft die Rede gewesen, und ich sehe im Dienst an diesem Zusammenhalt eine wichtige Aufgaben der Kirchen. Wir müssen freilich ehrlich sehen, dass dies nur bedingt möglich ist. Zu heterogen sind die Gruppen und Richtungen unserer Gesellschaft, und nicht zuletzt die Globalisierung macht dies unumkehrbar. Umso wichtiger ist es daher, auch eine gesellschaftliche Identitätsdebatte differenziert und ideologiefrei zu führen. Auf jeden Fall ist Identität kein Besitz, den die einen in Anspruch nehmen, indem sie sich von anderen abgrenzen und sie ausschließen. Identität ist vielmehr das Bild eines gelingenden Lebens, auf das hin wir immer auch unterwegs sind und das wir verlieren können, wenn wir es wie einen Besitz festzuhalten versuchen. So halte ich es für wichtig und hilfreich, exemplarische Erfahrungsorte wie z.B. das St. Anna-Quartier zu gestalten, an denen die Menschen erleben, dass miteinander zu leben immer besser und identitätsstiftender ist als ohne einander oder gar gegeneinander zu leben.

Ich komme zum Schluss. Unsere Diözese Rottenburg-Stuttgart hat Ihr Engagement für geflüchtete Menschen unter ein biblisches Wort gestellt: „Ihr seid also nicht mehr Fremde, sondern Mitbürger der Heiligen und Hausgenossen Gottes.“ (Eph 2,19) Dieses wunderbare Bild bezieht sich auf eine Situation der jungen Kirche, in der es

ebenfalls um die Frage ging: Wer gehört dazu und wer nicht? Um Identität und der Ausgrenzung. Insofern lässt sich dieses Bild durchaus auf unsere Gegenwart übertragen. Auch hier geht es ja immer wieder um Identität und Ausgrenzung. Wer gehört dazu und wer nicht? Für Christen, für die Kirchen und darüber hinaus für ungezählte Angehörige anderer Religionen und auch nicht religiös gebundene Menschen gibt es keine Fremden. Im Haus Gottes – wenn ich dieses Bild auf die von Gott geliebte Menschheitsfamilie übertragen darf – gibt es nur „Hausgenossen“. Noch einmal: welch ein wunderbares Bild. Wir werden es in seiner Tiefe und Bedeutung letztlich nie völlig verstehen und ausloten. Aber es gibt uns einen verbindlichen und indiskutablen Maßstab vor.

Aus eigener Kraft wird das nicht gelingen.

Wir dürfen auf aber Gottes Beistand vertrauen, um uns dem Fremden zu stellen,

um weniger auszugrenzen

um an unterschiedlichen Orten und auf unterschiedliche Weise Fremdheit zu überwinden und Hausgenossenschaft gestalten zu könne.

Mit anderen Worten:

In Begegnung kommen, Begegnungen gestalten, mehr Begegnungen ermöglichen.

Mit Gott und allen seinen Hausgenossen.

Amen.